

Einführender Text

Hart am Wind

- von Klaus Bartels 20.09.2011 (Der Tagesspiegel-Online)

Was sind Piraten? Eine kleine Wortkunde

Unter griechischer Flagge, als peirataí, tauchen die Seeräuber im 2. Jahrhundert v. Chr. bei dem Historiker Polybios am Horizont der Wortgeschichte auf. Als griechischstämmige piratae erscheinen sie im klassischen Latein, und dergestalt griechisch, als „Piraten“, gibt es sie bis heute in den Neuen Sprachen. Ein feiner Unterschied: Der Feld-Wald-und-Wiesen-Räuber räubert auf dem festen Land; der Pirat räubert auf hoher See oder neuerdings als Luftpirat hoch in der Luft (und der Berliner Politpirat querfeldein in der Parteienlandschaft). Wir sprechen von „Seeräubern“, aber nicht von „Landpiraten“, als sei Räuberei zu Lande und zur See, aber Piraterie einzig draußen auf dem Meer zu denken.

Dabei sagt das griechische Wort nichts vom nassen Element. Peíra bedeutet „Probe, Versuch“ und meint die Probe, die ein Kämpfer mit seinem Gegner anstellt: ob er sich wohl als der Stärkere erweist. Oder den Versuch, den ein Mensch mit einem anderen macht: ob er sich wohl auf ihn verlassen kann. Das Verb dazu ist peirásthai, „versuchen“; auch wir sagen ja, dass Kämpfer es miteinander probieren oder dass man es mit jemandem versuchen wolle. Peíra, das ist auch die Probe, die ein Räuber mit seinem Opfer macht: ob er wohl zu seiner Beute kommt. Die Endsilbe -tes bezeichnet den Professionellen. Der peiratés ist also der Räuber, der es immer wieder probiert, es immer wieder aufs Neue wissen will. Da klingt die Erinnerung an athletische Wettkämpfe an, und es schwingt

eine leise Bewunderung mit für diese abenteuerlustigen Piraten, die sich selbst auf schwankenden Planken ans Räubern machen.

Von der *peíra* ist es nicht weit zum *émpeiros*, dem „Erfahrenen“ und zur *empeiría*, der Erfahrung, der Empirie. Im Lateinischen ist der Weg etwas weiter, zum Verb *ex-periri*, das ein ausschöpfendes Versuchen und Erfahren bezeichnet, mit dem Partizip *expertus* für den doppelt gemoppelten „erfahrenen Experten“. Zu Neros Zeiten wurde davon das Substantiv *experimentum* abgeleitet, das Experiment als „Mittel, etwas in Erfahrung zu bringen“. Und dann ist da noch das Substantiv *periculum*, das seine Bedeutung bereits im klassischen Latein vom „Versuch“ zur „Gefahr“ verschoben hat. Das italienische *pericolo*, das französische *péril*, das englische *peril* haben nur noch die Gefahr im Blick.

In Homers „Odyssee“ will Odysseus mit ebenjenem Verb *peirásthai* den Versuch wagen, ob die menschenfressenden Kyklopen wohl das Gastrecht scheuen und ein Gastgeschenk erwidern. Gleich darauf will der Kyklop Odysseus mit dem gleichen Verb auf die Probe stellen, ob er wohl unbedacht genug ist, ihm den Liegeplatz seines Schiffes zu verraten. Da blitzt die typisch griechische Freude an der *peíra* auf, am Versuchen und Erkunden, am SichMessen und -Vergleichen. Wir wissen, wie das Experiment ausgegangen ist: Der Menschenfresser frisst sechs Griechen, aber am Ende hat er das Nachsehen.

Versuch und Erfahrung, Versuch und Gefahr, Experiment und Empirie, Piraten und Experten: ein interessantes Wörternest, das sich da um die griechische *peíra* und ihre lateinischen Verwandten angesammelt hat. Wer weiß, vielleicht werden die erfahrungslustigen Piraten im Berliner Abgeordnetenhaus sich locker mit den Profis messen können, und die erfahrenen Politiker werden zu noch erfahreneren Experten werden. Übrigens: Dass die Erfahrung und die Gefahr im Deutschen vom Fahren kommt, vom Unterwegssein in der Fremde, ist ein weiteres feines Beispiel für Lebensklugheit in Lexikonspalten. *Klaus Bartels*

Nähere Begriffsgeschichte:

«Piraten»

aus *NZZ (Neue Züricher Zeitung)*, 8. 5. 2012 *Klaus Bartels* ·

«Fremde, wer seid ihr? Von woher kommt ihr die Meeresstrassen gefahren? Seid ihr auf Geschäfte aus, oder schweift ihr aufs Geratewohl über das Meer wie die Seeräuber, die ihr Leben aufs Spiel setzen, indem sie anderen Unheil bringen?» So begrüsst der einäugige, «kreisäugige» Zyklop den Irrfahrer Odysseus und seine Gefährten, die sich in seine Höhle eingeschlichen haben. Aber da, bei Homer, heissen die Seeräuber in griechischen Gewässern noch schlichtweg und abschätzig *leistéres*, Feld-Wald-und-Wiesen-«Räuber». Unter der «Piraten»-Flagge, als klammheimlich bewunderte *peirataí*, wörtlich: «Leute, die's immer wieder versuchen, die's immer aufs Neue wagen», kommen diese Räuber zur See erstmals, soweit wir sehen, im 2. Jahrhundert v. Chr. dahergesegelt, genau: bei dem Historiker Polybios, mit den Koordinaten Buch 4, Kapitel 3, Paragraph 8.

Das Verb dahinter, *peirásthai*, ist schon bei Homer geläufig. Es bedeutet «versuchen», und dies vielfach in dem besonderen Sinne von Wagemut und Wissbegier: «es mit einem versuchen, sich an einem versuchen» - um herauszufinden, wer der Stärkere ist; «mit jemandem einen Versuch machen, jemanden auf die Probe stellen» - um zu sehen, was für einer der ist. Ganz ohne Not hatte Odysseus sich entschlossen, von einer wildreichen Insel an das Zyklopen-Ufer überzusetzen und die legendären Riesen mit einem Gastgeschenk «auf die Probe zu stellen» - ob sie Wilde ohne Sinn fürs Recht sind oder das Gastrecht und die Götter scheuen. Aus purer Wissenslust, typisch griechisch, unternimmt Odysseus da ein gewagtes ethnologisches Experiment, und hier können sich jenes *peirásthai* und dieses «Ex-peri-ment» fröhlich als alte Verwandte begrüßen.

Ein paar Jahrhunderte später, in klassischer Zeit, begegnet das bei Homer noch nicht belegte Stammwort *peíra*, «Versuch, Probe», geradezu «Wagnis», in Herodots Geschichte der Perserkriege, wo Mardonios, der Kriegstreiber am Perserhof, den König Xerxes zum Handeln drängt: «Es bleibe also nichts unversucht, *a-peíreton*; denn von selbst kommt nichts, sondern vom Wagnis, von der *peíra*, beliebt den Menschen alles zuzufallen.» Und in Platons «Protagoras» bezeichnet diese *peíra* das ganz andere Kräfteressen im Dialog, wo es nicht um Sieg oder Niederlage des einen oder anderen, sondern um die gemeinsame Wahrheitssuche geht. Da spricht Sokrates davon, wie zwei in einem solchen Streitgespräch einander auf die Probe stellen, wörtlich: wie sie «eine Probe, eine *peíra*, voneinander nehmen und geben» und dabei zugleich «eine Probe, eine *peíra*, von der Wahrheit und sich selbst nehmen».

Sokrates, der's ja auch «professionell» mit den Athenern, der Wahrheit und sich selbst versuchte - ein «Pirat» der Wahrheit? Seine Anhänger, die alles hinterfragenden Philosophen - die erste Piratenpartei? Nein, dahin ist es damals nicht gekommen. Aber von

jenem ethnologischen Experiment mit dem Menschenfresser bis zu dieser philosophischen *peira* Logos gegen Logos, Wort gegen Wort reichte die Spanne unseres Stichworts, als der Sprachgebrauch den Seeräuber - und einzig ihn - mit dem Schwanzstück *-tés* für die Profession zum *peira-tés* erhob, zu einem, «der's immer aufs Neue versucht», der's immer aufs Neue wissen will. Schwingt da eine Erinnerung an homerische, heroische Zweikämpfe und olympische, athletische Wettkämpfe mit? Zeugt das Wort von einem heimlichen Sympathisantentum mit dem todesmutigen Abenteurer, der selbst auf den schwankenden Planken, wie es ja schon bei Homer heisst, noch sein Leben aufs Spiel setzt?

Aus den altsprachlichen *pirataí* und *piratae* sind neusprachliche «Piraten» geworden: Von berufsbedingten Blessuren, wie die Piratenkostüme sie zeigen, ist das Wort verschont geblieben. Zu den eigentlichen Piraten haben sich jüngst noch die bildlichen Piraten gesellt, die ihre Kräfte an der Transparenz und den Urheberrechten versuchen und damit jenseits des Rheins landauf, landab die Parlamente entern. Ein wenig Transparenz über zwei, drei Jahrtausende hin mag ihnen dieses «Stichwort» vermitteln. Nur der eine Urheber, der irgendwann vor Polybios den *Ur-Peira-tés* aus dem Sprachbaukasten gehoben und damit den Seeräubern vor allen anderen, die etwas Ehrenwertes versucht und gewagt haben, die ehrenwerte Profession von Versuch und Wagnis zugehalten hat, bleibt im Dunkeln. Er hätte wohl Freude an der Erfolgsgeschichte seiner Prägung.

Überblick über Piratenforschung

Unternehmer, Sozialrebell oder Libertin?

Der Pirat ist in der historischen Forschung ein facettenreiches Wesen

In: Neue Zürcher Zeitung, 12. August 2010

Michael Kempe ·

Wenn Piraten einander begegnen, so liest man bei Herman Melville in «Moby-Dick», «heisst der erste Anruf: <Wie viel Schädel?>, genau wie die Walfänger rufen: <Wie viel Fässer?> Sobald diese Frage beantwortet ist, gehen Piraten schleunigst auf Gegenkurs, sind sie doch hüben wie drüben höllische Halsabschneider und mögen es gar nicht gerne, vom eigenen schurkischen Wesen im anderen Schiffe allzu viel wiederzufinden.» Doch das Schurkische hatte eben seine rationale Seite. Wie Peter T. Leeson in seinem Buch über «The Hidden Economics of Pirates» zeigt, sind die Karibik-Piraten an der Wende zum 18. Jahrhundert keine höllischen Hitzköpfe gewesen, sondern kühl kalkulierende Unternehmer, die sich klug zu organisieren wussten, um mit minimalen Kosten den maximalen Nutzen herauszuholen.

Sogar Sklavenhandel

Folgt man den Ausführungen des Chicagoer Wirtschaftshistorikers, dann erweist sich der Pirat wie jeder andere Mensch als Homo oeconomicus – womit vielleicht, was der Autor jedoch nicht ausspricht, auch in jedem Menschen ein kleiner Pirat stecken könnte. Das Wesen der Seeräuberei auf diese Weise vollumfänglich zu erklären, gelingt Leeson allerdings nicht. Aber es bleibt ihm das Verdienst, der frühneuzeitlichen Karibik-Piraterie viel von ihrem Nimbus einer politischen und sozialen Gegenwelt zur herrschenden Gesellschaftsordnung der Kolonialkapitalisten genommen zu haben: Nicht die wirtschaftlichen Ausbeutungsverhältnisse an sich wurden von den maritimen Raubjägern in Frage gestellt, vielmehr wollte man sich selbst einen entsprechenden Beuteanteil daran sichern.

Dass dies auch für den Sklavenhandel galt, darauf weist der in Schweden lebende Philosoph und Historiker Gabriel Kuhn hin.

Wenn Piraten wie Bartholomew Roberts im frühen 18. Jahrhundert vor der westafrikanischen Küste Sklavenhandelsschiffe überfielen, dann nicht, um die in Ketten Gelegten zu befreien, sondern, um sie gewinnbringend weiterzuverkaufen. Doch konnte es durchaus vorkommen, dass Schwarzafrikaner oder Karibik-Indianer auf den Piratenschiffen als gleichberechtigte Besatzungsmitglieder mitsegelten; die überwiegende Zahl der Seeräuber im sogenannten Goldenen Zeitalter der Piraterie waren freilich gleichwohl Europäer.

Zweifellos bot das Piratenschiff vielen Matrosen die Möglichkeit, der harten Disziplin und den schlechten Lebensbedingungen auf den Handels- und Kriegsschiffen zu entfliehen. Und wenn Seeräuber ihren Kapitän gemeinsam wählten oder sich Beute wie Alkohol einigermaßen gerecht teilten, ging es auf dem Piratenschiff, so lässt sich Gabriel beipflichten, wesentlich demokratischer zu als in der restlichen Welt. Aber kann man darum, wie Peter Linebaugh und Marcus Rediker, so weit gehen, in den Golden-Age- Piraten maritime Protozialisten zu sehen? Das Buch der beiden Historiker über die «vielköpfige Hydra», das vor zwei Jahren ins Deutsche übersetzt wurde, nehmen derzeit jedenfalls manche zum Anlass für die Forderung, die Geschichte der frühmodernen Piraterie umzuschreiben.

Dabei ist die These von den Freibeutern als Freiheitskämpfer gar nicht so neu. Sie findet sich bereits 1984 in einem Aufsatz von Christopher Hill, der Eric Hobsbawms Begriff des «Sozialrebell» auf die Atlantik-Piraten der frühen Neuzeit überträgt. Seitdem wird die Sozialrebell-Theorie immer wieder aufgegriffen und wird dabei auf eine Schrift verwiesen, die schon Hill als Hauptbeleg dient, nämlich die «General History of the Pyrates» von 1724, aus der Feder eines gewissen Captain Charles Johnson. Da jedoch in diesem Buch Authentisches und Erfundenes unentwerrbar miteinander verknüpft sind, bewegen sich alle Mutmassungen über die Existenz eines roten Proletariats unter schwarzer Flagge auf einem eher dünnen Eis.

Religiöse und sexuelle Freiheit

Dass die einstige Hochkonjunktur der Westindien-Piraterie nicht nur ihre ökonomischen oder politischen Hintergründe hatte, sondern mitunter auch religiöse, demonstriert eindrücklich Edward Kritzer. In seiner Studie über jüdische Piraten der Karibik berichtet der in Jamaica lebende Historiker über westindische Rabbiner, die ihre Gebetsriemen gegen Entermesser eintauschten, um spanische Silberschiffe zu überfallen. Er stellt diese Überfälle in den Zusammenhang der massenhaften Zwangschristianisierungen vieler Juden durch die spanische Inquisition. Auf diese Weise wurde im jamaicanischen Port Royal im Laufe des 17. Jahrhunderts so manche Synagoge aus dem Erlös von Beutezügen mitfinanziert.

Ging es dem einen Piraten um religiöse Freiheit, so lag dem anderen möglicherweise eher sexuelle Freiheit am Herzen. Während Barry Richard 1984 die Bildung von Piratengruppen in der Karibik noch auf den Wunsch vieler nach frei gelebter Homosexualität zurückgeführt hat, hält Benerson Little in seinem «The Buccaneer's Realm» das Klischee vom Seeräuber, der seine Beute in Hafenbordellen mit (weiblichen) Prostituierten verprasst habe, für gar nicht so unrealistisch. Zweifellos ermöglichte das Freibeuterleben jenseits der gesellschaftlichen Ordnung Partnerschaften unabhängig von Hautfarbe und sozialem Rang, seien es solche gemischt- oder gleichgeschlechtlicher Art gewesen.

«Feind der Menschheit»

Von einer ganz anderen Seite her nähert sich Daniel Heller-Roazen der maritimen Räuberei. Den Literaturwissenschaftler der Princeton University interessiert nicht primär, wie dieses Phänomen entstanden ist, vielmehr rückt er es in den Kontext der Entwicklung des internationalen Rechts. Der Autor unterstreicht insbesondere die Rolle des Piraten als «Feind der Menschheit» im Völkerrecht, lässt jedoch andere wichtige Aspekte ausser acht. So zum Beispiel das aus diesem Feindbegriff abgeleitete universale Piraten-Strafrecht, welches in der Geschichte immer wieder dazu missbraucht wurde, politischen Gegnern den Status als gleichberechtigte Kriegsgegner abzuerkennen. Ebenso wenig wird ausreichend berücksichtigt, dass die Frage, wodurch sich ein legitimer Staat eigentlich von einer

illegitimen Räuberbande unterscheide, seit je zum Kernbestand politischer Theoriebildung gehörte.

Keine monokausale Erklärung

Bereits bei Cicero findet sich die seitdem immer wieder zitierte Anekdote, wonach einst der Seeräuber Demetrius Alexander den Grossen gefragt haben soll: «Warum nennt man mich, weil ich kleine Schiffe befehle, Pirat, und dich, weil dir ganze Heerscharen gehorchen, Imperator?» Für Hugo Grotius, den man zum entscheidenden Mitbegründer des modernen Völkerrechts zählt, stand ausser Frage, dass viele Staaten früher einmal Piratenbanden gewesen sind. Niemand würde heutzutage allen Ernstes die Niederlande zu einem illegalen Staat erklären wollen, nur weil die von Spanien abtrünnigen Holländer im frühen 17. Jahrhundert für die Habsburger nichts als Räuber und Banditen waren. – Aber kann man heute etwa gemässigte Taliban in eine rechtmässige Regierung mit aufnehmen oder morgen vielleicht sogar ehemalige somalische Piraten?

Es wird deutlich, dass keine monokausale Erklärung das schillernde Phänomen der Piraterie in seiner komplexen Vielschichtigkeit befriedigend zu beschreiben vermag. Ob als blosser Bandit oder als Freiheitsrebell, ob als organisierter Verbrecher oder als verlängerter Arm staatlicher Politik verstanden – der Pirat wird jeweils nur mit Blick auf eine Facette seines facettenreichen Profils interpretiert. Und selbst wenn man die ökonomische, die soziale, die politische und die rechtliche Deutungsperspektive zusammenfliessen liesse, würde man möglicherweise zu kurz greifen. – Auch jenseits aller Romantisierung dürfte nämlich die Lust aufs Abenteuer eine eigene Rolle gespielt haben. Mancher mag Pirat um der Beute willen geworden sein, mancher dagegen um des Beutemachens willen.

Daniel Heller-Roazen: Der Feind aller. Der Pirat und das Recht. Aus dem Englischen von Horst Brühmann. S. Fischer, Frankfurt am Main 2010. 352 S., Fr. 34.90. Edward Kritzer: Jewish Pirates of the Caribbean. How a Generation of Swashbuckling Jews Carved Out an Empire in the New World in Their Quest for Treasure, Religious

Freedom – and Revenge. Doubleday, New York 2008. 352 S., \$ 15.–. Gabriel Kuhn: Life under the Jolly Roger: Reflections on Golden Age Piracy. PM Press, Oakland, CA, 2010. 272 S., \$ 20.–. Peter T. Leeson: The Invisible Hook. The Hidden Economics of Pirates. Princeton University, Princeton/Oxford 2009. 296 S., \$ 24.95. Peter Linebaugh, Marcus Rediker: Die vielköpfige Hydra. Die verborgene Geschichte des revolutionären Atlantiks. Aus dem Englischen von Sabine Bartel. Assoziation A, Berlin 2008. 432 S., Fr. 40.50. Benerson Little, The Buccaneer's Realm: Pirate Life on the Spanish Main, 1674–1688. Potomac Books, Washington, D. C., 2007. 368 S., \$ 29.95.

Der Dandy des Meeres (18.09.2003, Rüdiger Suchsland bei artechock.de)

Prekärer Mythos: Erinnerung an das fast vergessene Genre des Piratenfilms

Rebel with a cause

"Peirates: Seeräuber; von peiráomai: versuchen, sich daranmachen, sich bemühen, streben, unternehmen, wagen; etwas versuchen oder erproben, prüfen, untersuchen oder ausforschen; sich oder sein Glück in etwas versuchen; einen Angriff wagen, den Kampf mit jemandem aufnehmen; in Versuchung führen; sich um die Gunst von jemandem bemühen; um eine Geliebte werben; aus Erfahrung lernen."

(Lexikoneintrag)

Ein großer erster Auftritt: Von oben herab blickt Johnny Depp auf uns und die Welt, cool, überlegen und scheinbar unberührbar, dabei ausgestattet mit einigen wichtigen Attributen aller Filmpiraten: Zotteligem langen Haar, braungebrannter Haut, klarem Blick und dem Mut, alles auf eine Karte zu setzen. Als Piratenkapitän Jack Sparrow steht er auf dem Mastkorb seines Schiffs, und gleitet langsam in den Hafen der Karibikstadt Port Royal. Erst allmählich, während Sparrow an den Gerippen gehenkter Piraten vorbei fährt, erkennt

man, wie klein und schäbig das Schiff ist, und dass dieser Kapitän sein einziges Besatzungsmitglied ist. Als das Boot dann just am Landungspier im karibischen Wasser versinkt, hat Sparrow nur noch sich selbst - und seinen Stolz.

So ironisch diese Szene kurz nach Beginn von Gore Verbinskis ironischem Piratenfilm FLUCH DER KARIBIK ist, so postmodern die ganze Johnny-Depp-Figur eines Bohemien-Piraten, so sehr ist dieser Moment mit seinem doppelten memento mori auch ein melancholischer Abgesang auf ein ganzes Genre, das offenbar erst einmal symbolisch versenkt werden muss, um dann während des Films auf gewisse Art wiederaufzuerstehen. Die ersten 15 Minuten sind hier nichts als ein Kampf mit Mythen: Piraten, wird erzählt, könnten auch die romantische idée fixe eines jungen Mädchens sein, das offenbar zu viele Piratengeschichten gelesen hat, und sich eine Begegnung mit den Freibeutern herbeischwärmt. Als sie sich bald darauf in der Nebellandschaft einer gothic tale tatsächlich ereignet, ist sie gepaart mit Schauer und Schrecken - doch alles ist ein Traum, wie man bald erfährt, zum Auftakt des Tages, an dem Johnny Depps Captain Sparrow landen und das nunmehr erwachsene Mädchen von Piraten entführt werden wird, die auch mehr romantisches Gespinnst als Realität sind...

Seit drei Jahrzehnten waren solche Bilder nahezu vergessen. Seitdem hat es kaum Piratenfilme gegeben und noch länger keine erfolgreichen. Zuletzt hatte man nur noch von mehr oder weniger gigantischen Flops gehört: Ob Polanskis PIRATES (1986), Spielbergs HOOD (1991) oder CUTTHROAT ISLAND (1995) von Renny Harlin. Der Piratenfilm schien niemanden mehr zu interessieren: ein Zombie-Genre, nicht tot und nicht lebendig, unzerstörbar, unberechenbar, und immer gut, um seine Macher ins Verderben zu reißen - was schon selbst wieder ein romantisches, insofern ganz passendes Motiv ist.

Es war ein Mal, da schien der Piratenfilm perfekt zu funktionieren: Ein romantischer Mythos von Freiheit und Abenteuer, strenger ritualisiert und stilisierter zwar als andere Hollywoodfilme, aber doch darin die grandiose Verkörperung von Unabhängigkeit, vom antiautoritären Aufstand gegen Ungerechtigkeit, Vereinnahmung,

mitunter Schwerkraft. Im Kino ist Piraterie die glamouröseste Form des Verbrechens, mehr Traumspiel als historische Realität. Mit der hatten Piratenfilme schon seit Douglas Fairbanks bis heute maßstabsetzendem Auftritt in THE BLACK PIRAT (1926) kaum zu tun. Warum sollten sie auch? Immer ging es, vielleicht noch mehr, als in anderen Period Pictures der Filmindustrie, um das Überschreiten der Wirklichkeit, den Eintritt in eine Welt des Phantastischen, des verschwenderischen Spektakels. Gerade weil Fairbanks, bekanntlich Produzent seiner eigenen Filme, das schon ganz früh begriffen hatte, ist THE BLACK PIRAT so gut: Wenn Fairbanks leichtfüßig an der Schiffswand emporklettert, Fechtduelle mit seinen Feinden austrägt, zeigt, wie einer ganz allein ein Schiff kapern kann und dann scheinbar schwerelos durch die Wanten klettert und an einem Segel heruntergleitet, in der er zuvor ein Messer gesteckt hat, dann ist die Handlung nur Folie und Vorwand für die Auftritte des Stars.

Seine Hochzeiten erlebte der Piratenfilm zwischen den 20er Jahren und den 50ern. In diesem Jahrzehnt wurden übrigens die mit Abstand meisten Piratenfilme gedreht. Ebenso schnell wie dieser Boom brach das Genre dann, weitaus abrupter als andere, ab, führte im Fernsehen der 60er und 70er noch ein Schattendasein, bevor es ganz verschwand.

Erst Henry Kings THE BLACK SWAN von 1942 war wieder so ehrlich und wild, wie THE BLACK PIRAT. In diesem Film erst könnte man sagen, kommen die Piraten ganz zu sich selbst. Denn zwar würde man ganz allgemein die Piratenstories dem "Mantel-und-Degen-Film" zurechnen - allerdings handelt es sich um eine sehr besondere Form. im Unterschied zu den gefallenen Edelleuten, den Zorros und Robin Hoods und ebenso zu den im Grunde genommen bürgerlichen oder kleinadeligen Aufsteigern, die das, was sie tun, fast immer im Dienste irgendeines Königs tun, wie die "Drei Musketiere", sind Piraten, wenn das Kino sie wirklich als solche ernst nimmt, Figuren, die tatsächlich unangepasst, gesetzlos und anarchistisch sind - es ist schon nicht irgendeine Form von versteckter Bürgerlichkeit, die noch hinter dem Abenteuerertum steckt. In diesem Sinn handelt es sich bei CAPTAIN

BLOOD und THE SEA HAWK, den beiden Filmen, die Michael Curtiz mit Errol Flynn drehte, trotz ihrer Klasse kaum um "richtige" Piratenfilme - so stark dominiert das Bestreben, die Moralität des Helden über alle Zweifel nachzuweisen.

Doch in diesem speziellen Typ des Piratenfilms, in dem die Piraten gar keine Piraten sind, sondern eher Partisanen, ist die "anständige" Motivation, die der Kriminalität der Hauptfigur unterlegt wird, auch immer eine Ausrede, um im puritanischen Hollywoodfilm einen Gangster als Gangster zeigen zu dürfen. Auch bei Curtiz/Flynn gibt es diese ursprüngliche Lust an Abenteuerertum und Grenzüberschreitung, nur gedämpfter, unreiner. Denn Abenteuerdrang bleibt für Hollywood eine gefährliche Lust und Bedrohung, die durch die Umstände - Liebe, patriotische Pflicht - gebändigt und dem Abenteurer ausgetrieben werden muss.

Rebels with a cause

Fast alle Piraten bleiben Rebellen "with a cause" - und wenn es Rache ist. Und so sind viele Piratengeschichten prekär, eigentlich Masken für etwas anderes: Das kann der Krieg sein, wie in THE SEA HAWK, der im Kampf zwischen Spaniern und Engländern den realen Krieg zwischen Faschismus und freier Welt verarbeitet. Die Spanische Armada stand hier unverkennbar auch für die aktuelle Bedrohung, die aus Deutschland und Japan kam. Das kann auch der Klassenkampf sein, wie in THE BLACK SWAN, in dem ein Proletarier auf die bessere Gesellschaft trifft, in der der Versuch der politisch-sozialen Versöhnung der Schichten - symbolisiert in der Figur eines Piraten, der zum Gouverneur ernannt wird - an den Umständen, aber auch an inneren Zwängen scheitert. Überhaupt haben Piratenfilme oft einen überraschend klaren Blick für soziale und wirtschaftliche Zwänge, und immer sind die Film-Piraten auch Menschen, die sich aus einem ökonomischen System herausbewegen, sich eine eigene parasitäre Wirtschaft aufbauen. Mit bürgerlich-kapitalistischer Ökonomie haben Piraten nichts am Hut, ebenso wenig allerdings mit dem Mitleidsethos eines Robin Hood oder Zorro.

In ihrer Ökonomie der Verschwendung, der schnellen Verausgabung - zu fast jedem Piratenfilm gehört da Gelage unter ihresgleichen, gehört saufen, spielen und huren - zelebrieren sie ein starkes Gegenbild zu Kapitalismus eine Utopie des wilden Lebens, des Verbrauchs im Jetzt und Hier. Zwar sind andererseits die Motive des Anhäufens von Reichtümern, der geborgenen oder an fernem Ort versteckten Schatzkiste, die Utopie vom besonders großen Raub, alles auch eine mehr oder weniger offene Utopie des Kapitalismus - die von der größten anzunehmenden Akkumulation. Aber der Pirat ist auch in seinem schwarzen und bösen Formen nie ein klassischer Kapitalist. Er lässt sein Kapital nicht arbeiten, sondern arbeitet selber, er ist Beutemacher, aber kein Ausbeuter.

Manchmal sind sie natürlich reine Verbrecher. Zu den Piratenmythen des Kinos gehört auch der grausam-brutale, rein negative Pirat. Als solcher hat er selbst Hitchcock interessiert, der mit JAMAICA INN einen der besten solcher Filme gedreht hat, der aber eben ein hard-boiled Gangsterstück ist, kein wirklicher Piratenfilm. Zu dem gehörte "even on this dark side - romance", wie es treffenderweise bereits im Vorspann zu THE BLACK PIRATE heißt.

Immer jedenfalls erzählen Piratenfilme in der einen oder anderen Weise von der - und sei es erzwungenen - Flucht aus bürgerlichen Zwängen, aus den inneren Widersprüchen einer Gesellschaft, hinein in ein bedingungsloses Leben jenseits staatlicher Gebietshoheit, ein Dasein als Grenzgänger zwischen Norm und Übertretung. Piraten sind nicht automatisch Outlaws, denn historisch wie im Kino agieren viele von ihnen mithilfe eines königlichen Freibrief. Die bestimmte Form von Freiheit, die der Pirat symbolisiert, ist eine, die in der Willkür liegt, die sich nicht an Regeln halten muss, also nicht eindeutig keine Gefangenen macht. Eine Freiheit, die raubt und plündert, oder großzügig bleibt, wie sie möchte - im Zwischenreich, in dem sich Legitimes und Illegitimes verbindet, und die gerade in ihrer Unberechenbarkeit auch eine bestimmte Form von revolutionärer Bedrohung verkörpert. Die Freiheit der maritimen Existenz ist die Freiheit der Anti-Uniformität und der Nichtverortung. Es handelt sich auch um eine positiv aufgefassten Heimatlosigkeit, den Aufbruch ins unbekannte Terrain, dem Heimat immer der Ort ist, an dem man

sich selber gerade befindet. Der Verdacht ist nicht ganz von der Hand zu weisen, dass Zuschauer in diesem Typus, mehr als in anderen Abenteuerfiguren auch ein Peter-Pan-Syndrom ausleben dürfen, also den Traum, ein Kind bleiben zu können. Aber vielleicht ist jede Romantik eigentlich dieser Traum.

Auf seine Weise ist der Pirat des Kinos ein Dandy, der übers Meer flaniert, ziellos, neugierig, getrieben unter Umständen. An seiner Ruhelosigkeit, seiner ständigen, etwas zwanghaft wirkenden Mobilität erkennt man ihn. Ohne Ziel bewegt es sich um so ungebundener übers Meer. Mal ist es reine Lust, mal ist er auf der Flucht, mal ist es das innere "weiter, weiter", das ihn von Ort zu Ort treibt, in einem Alltag aus rauben und verprassen. Trotzdem ist der Filmpirat oft ein versteckter Aristokrat, der mit der aristokratischen Waffe des Degens kämpft, einen starken Ehrbegriff besitzt - diese "Piratenehre" wird immer sehr stark strapaziert.

Auch seine stilisierte Kleidung, ob das jetzt die Augenklappe ist, das Tuch um dem Kopf, die bunten Farben, der teilweise nackte Oberkörper - dieses Exotische, das Piraten oft haben -, oder der im Fall der Heldenfiguren immer sehr gepflegte Schnurrbart verkörpern ein dandyhaftes Moment, eine bestimmte Schönheit, die karnevalesk wirkt und bei aller Ausstrahlung auf Frauen oft auch bi- oder homosexuelle Elemente birgt. Noch Johnny Depp in FLUCH DER KARIBIK entspricht genau dieser Form von dandyhafter, bisexuell angehauchter Erotik. Schon immer funktionierten Piratenfilme auch als eine Möglichkeit, um im puritanischen Hollywood-Film nackte Körper zu zeigen, zumindest nackte Oberkörper. Oft ging die Männerkameradschaft dabei so weit, dass der homosexuelle Subtext offensichtlich war, in anderen Fällen boten Auspeitschungen und Folterszenen Anknüpfungspunkte für sadomasochistische Interessen. Vor allem aber ließ sich in Form des Piratenfilms eine erotische Begegnung zwischen Mann und Frau zu zeigen, in der eine "saubere" wohlgezogene Frau mit einem nackten Männerkörper konfrontiert und möglicherweise gar von ihm angezogen werden konnte, ohne "beschmutzt" zu werden.

Die Frauen in Piratenfilmen sind meistens Frauen aus gutem Haus. In der Regel Tochter eines Edelmanns, eines Gouverneurs, manchmal des Feindes, die dann stellvertretend erobert werden müssen, und zuvor sehr oft einen manchmal braven, manchmal unangenehmen Mann an ihrer Seite haben, der ebenfalls um sie wirbt. Der Piratenkapitän steht dann für die sexuelle Alternative, die Ausrede, bedeutet Ausweg und Rettung. Er ist ein manchmal wilder, manchmal donjuanesker Verführer, aber eben auch einer, der sich am stärksten für sie interessiert, und ein anderes Leben repräsentiert, ein anti-zivilisatorisches Element, den Ausbruch aus der Bürgerlichkeit.

An dieser Stelle ist erwähnenswert, dass es nur ganze vier Filme gibt, in denen ein Pirat eine Frau ist. Jacques Tourneurs ANNE OF THE INDIES (1951) ist der wichtigste - zugleich zeigt sich im düsteren Ende hier auch die Grenze der Möglichkeiten, die dieser Abenteuerfigur gesetzt ist, sobald sie weiblichen Geschlechts ist: Denn die Piratenkönigin Anne Providence ist zwar stark, brutal und bisweilen zynisch - doch in der Liebe verwundbarer, als es je ein Mann im Kino sein könnte. Sie entpuppt sich als schärfste Waffe gegen die Piratenkönigin. Aus Liebe zu einem überführten Verräter wirft diese erst ihre Prinzipien über Bord, dann reißt sie Schiff und Mannschaft in den Abgrund, schließlich sich selbst in den Tod - eine wahre Romantikerin.

Warum ist der Piratenfilm mit seinen Geschichten von einem der auszieht, um sich zu beweisen und sich die Welt zu erobern zuletzt verschwunden, wenn einmal von seiner Präsenz in reinen Kinderträumen - Pippi Langstrumpf, "Die Schatzinsel", etc. - absieht? Es gibt übrigens auch so gut wie keine Literatur über Piratenfilme, in der Bundesrepublik ist Wolf-Eckart Bühlers 30 Jahre altes Themenheft der Filmkritik (10/73) nach wie vor die beste Quelle.

Dass Piratenfilme zu teuer seien, ist eine beliebte Erklärung. Heute zählt dieser ohnehin etwas bequeme Einwand aber längst nicht mehr. Eher schon muss man die schlichte Tatsache festhalten, dass Antibürgerlichkeit in den letzten Jahren im Kino nicht gerade en vogue war. Vielleicht sind diese Figuren tatsächlich zu gefährlich, weil sie zu sinnlich und anarchisch sind.

Piratenfilme kommen ungefähr zum gleichen Zeitpunkt aus der Mode - um 1960 -, in der ein anderes Genre allmähliche in Mode kommt: nämlich der Science-Fiction-Film. Man kann fragen, ob der Science-Fiction-Film, der ein paar Ähnlichkeiten mit dem Piratenfilm hat, aber auch neue Möglichkeiten bietet, das Genre ersetzt. Wie auch im Western, der zeitgleich, aber aufgrund seiner deutlicheren Gegenwartsbezüge weniger absolut in die Krise gerät, spielt eine irgendwie zu erobernde, unbekannte, freie Landschaft eine wichtige Rolle. Das Meer ist eine Frontier eigener Art. Aber inzwischen ist es eben entmystifiziert. Darum dürften auch zeitgenössische Piratenthemen - die übrigens kaum zum Kinothema gemacht wurden, obwohl es sie in Lateinamerika und Asien gibt - keine echte Chance haben. Auch die See als das Reich der Freiheit ist längst in ein besetztes Gebiet verwandelt worden. Aus dem offenen, unbekanntem Freiraum wurde ein parzelliertes Territorium, von Grenzen durchzogen. Die Geschichten vom abenteuerlichen Leben, die man immer um Piraten herum erzählte, erleben heute Nomaden anderer Art. Wenn sie Lara Croft oder Indiana Jones heißen, ist ihre Freiheit kaum noch subversiv, und wenn sie wie zum Beispiel in **THE BEACH** tatsächlich eine bestimmte Form von anderem Leben versuchen, bleibt am Ende das Drama des Massentouristen übrig. Die Suche nach dem Abenteuer schlägt fehl, wer aus der Zivilisation auszubrechen versucht, wird bitter bestraft.

Insofern scheint es, als sei das Abenteuer nicht einfach woanders hingewandert, sondern ganz verschwunden. Vielleicht auch, weil "Abenteuer" selbst eine bestimmte bürgerliche oder sogar aristokratische Idee ist, die heute nicht mehr funktioniert, möglicherweise obsolet geworden ist. Die Erinnerung daran leisten immerhin Filme wie **FLUCH DER KARIBIK**, indem sie; auch wo sie feige sind, zeigen, wie sich der prekäre Mythos noch erzählen lässt - und wie nicht. Wir leben in nicht-abenteuerlichen Zeiten.

Herzlichen Dank an Constanze Alvarez unschätzbare Tipps, Diskutierbereitschaft, Überlassung ihrer Magisterarbeit zum Thema und VHS-Cassetten einiger Piratenfilme, sowie an Peter Heinrich von

der HFF für weitere wichtige Hilfen.